

Version des Paradieses

Hier sitzen wir also. Es ist der 4. Juli 2015, 19:00 Uhr in London. 15 Jahre hat es gedauert dieses Ziel zu erreichen: die Premiere des Films »Vision of Paradise« steht an. Regisseur/Produzent Volker Schaner ist mit seiner Koproduzentin und seinem Team, zu dem ich mich dazuzählen darf, zugegen. Wir warten auf den Hauptdarsteller: Lee „Scratch“ Perry“, den genialen Schöpfer und Produzenten jamaikanischer Reggae und Dub-Musik.

Neben mir sitzt Tim, den ich noch länger nicht gesehen habe. Tim ist mein bester Freund aus Grundschultagen und Londoner bei dem ich Asyl bekommen habe¹. (Es ist ja nicht so, dass wir im besten Hotel am Platze abstiegen. Wir sind eine aufrechte, unabhängige Filmproduktion; sprich: ohne Geld.)

Natürlich habe ich den Film über die Jahre schon zigfach in unterschiedlichsten Fassungen gesehen. (Ich hab ja dran rumgeschnitten.) Und obwohl heute endlich die Premiere ist (also ganz großes Kino mit 500 Plätzen), sehe ich den Film durch Tims Augen wie zum ersten Mal. Ich hab ihn schließlich hergeschleppt. Wird er ihm gefallen? Überhaupt: Reggae? Früher standen wir mehr so auf Thrash Metal, etwas Hardcore durfte es auch sein. Lee Perry kennt er nicht.

Und da kommt der kleine Mann mit der Kristallkugel auf dem Kopf auch schon und entert die Bühne: Lee Perry in Fleisch und Blut². Auf Fragen geht er gar nicht erst ein und redet lieber von der Genesis. Geht's nicht ne Nummer kleiner? Tut's nicht! Immerhin trägt dieser Mann den Titel »The Upsetter« [upset = aufregen, erschüttern, durcheinanderbringen].

Ich hab keine Ahnung wovon er genau spricht und signalisiere Tim meine Hilflosigkeit. Daran scheiden sich ja auch die Geister: kriegt der Typ es überhaupt noch mit? Oder ist Lee Perry tatsächlich durchgeknallt, ein Wahnsinniger? Das ist für mich auch eine der klassischen Fragen, die dieser vielschichtige Film scharfstellt, ohne eine Antwort vorzugeben: Genie oder Wahnsinn?

Als die Lichter ausgehen, dämmt es mir. Stimmt ja – wir sitzen hier im »Genesis Cinema«. Das war die Referenz. Kein Größenwahn. Wer ist hier fokussiert? Im Film wird Lee Perry einmal zu recht als »Wortassoziationskünstler« bezeichnet.

Vielleicht hätte ich Tim vorwarnen sollen. Man wappnet sich ja auch, wenn man in die Oper geht. In der ausgewachsenen Kinofassung ist der Film ein Epos. Wer ein Biopic erwartet, wird nicht enttäuscht, aber überrascht, denn das hier ist viel mehr. Es geht um die Hintergründe des Rasta-Glaubens, mithin um Spiritualität, kurz: ums Große Ganze. Der Film stellt die Geisteswelt Lee Perrys dar, oder, könnte man sagen, er fügt die Sprünge in dessen Schüssel Stück für Stück liebevoll wieder zusammen.

Lee Perry, 1936 in klassischer Johnny-B.-Goode-Manier auf dem Land geboren, um sich dann seit den späten 50er-Jahren in der großen Stadt als Musiker zu verdingen, in diesem Fall in Kingston, Jamaika, ist einerseits emblematisch, andererseits eine absolute Ausnahmeerscheinung, ein Einzelgänger und Solitär in der Reggaezene.

¹ Thanks man!

² Hier muss ich mich als Fan outen: seit 1998 hab ich fünf Lee-Perry-Konzerte besucht und fand ihn jedes Mal auf erfrischende Weise anders großartig.

Bekannt wurde Perry als Mentor und Produzent der ersten beiden Alben von Bob Marley und den Wailers. Seine eigentliche Leidenschaft galt aber jeher der Erforschung der experimentellen, meist rein instrumentalen Seite des Reggae: dem Dub, der aus „Subtraktion und Extraktion“ entsteht, wie Mad Professor, eine andere Reggae-Größe, im Film erklärt. Also den Beat zu dekonstruieren – alles bis auf das Grundgerüst aus Schlagzeug und Bass wie bei einem Mikadospiele wegzunehmen, ohne dass das Ganze in sich zusammenkracht. Oder wie Irmin Schmidt der Band Can es auf den Punkt bringt: „Er war der erste, der mir gezeigt hat, wie man ein Studio als Musikinstrument benutzen kann.“.

Mit einfachem Equipment und einer gehörigen Portion Genie schuf Perry so in den 70ern einen unverwechselbaren Sound, den sogar Größen wie Paul McCartney mit seinen Wings für Aufnahmen nutzten und einen legendären Ort dafür: das Black Ark Studio – wie eine symbolische Arche Noah, die die Schwarzen in der Diaspora versammeln und schützen sollte.

Wohin geht die Reise? Der Film führt uns in die Schweiz, nach Jamaika, London, Berlin und Äthiopien. Aber vor allen Dingen hat sich der Regisseur seinem Protagonisten über die Zeit so weit genähert, dass die beiden in manchen Szenen wie intime Komplizen agieren.

Darüber hinaus entwickelt sich das ganze als Gralssuche. Es geht um ein Geheimnis König Salomos, das dessen Sohn Menelik nach Äthiopien gebracht haben soll. Aus dieser Blutlinie stammt Haile Selassie I, der letzte Kaiser von Abessinien (1892-1975), den die Rastas als Gott verehren. Und sie berufen sich auf Salomos Vater, König David, der nicht zufälligerweise mit dem Talent der Musik gesegnet war.

Lee Perry war einer der ersten, der an der Verbreitung der Ideen dieses neuen Kultes, Rastafari, durch die Musik arbeitete, zu dessen Sprachrohr auch Bob Marley wurde. „Verbreitung“ greift wohl zu kurz – „Miterfinden“ und „Interpretieren“ trifft es. Perry verfolgt eine bestimmte Vision. Er ist tief religiös, auch wenn er mit den Kirchen nichts am Hut hat. Man könnte ihn einen Ekstatiker Gottes³ nennen, der mithilfe von Rum und Ganja⁴ heftig an die Himmelspforte klopfte.

Das Spannende ist, dass wir quasi bei der Genese einer neuen Religion zuschauen. Die Rastas beziehen sich auf eine Prophezeiung des schwarzen Bürgerrechtlers Marcus Garvey, der die Schwarzen 1920 dazu anhielt nach Osten zu schauen⁵, sobald dort ein schwarzer König gekrönt würde, sei der Tag der Befreiung gekommen. Als Selassie I, dessen Königsname Ras Täfäri Mäkonnen lautet, 1930 zum Kaiser von Äthiopien gekrönt wurde, fügte sich für die Rastas das Bild zusammen. Rastafari war fortan ihr lebender Gott, der sie nicht nur im Kampf um die Unabhängigkeit von der britischen Herrschaft unterstützen sollte, sondern sie auch, den biblischen Israeliten gleich, aus der Sklaverei zurück ins gelobte Land, in diesem Falle Afrika, führen sollte.

Sie haben diese Bilder gefunden und damit ihr eigenes Narrativ geschaffen, das ihnen ermöglichte die eigene Geschichte zu schreiben und somit zu beeinflussen. Welche Kraft davon ausgeht, kann man nur erahnen. Für einen Künstler wie Lee Perry steht somit wirklich am Anfang das Wort. „Words give I the power.“, wie er im Film sagt.

³ Lee Perry: „God must be entertained.“ (aus »Vision of Paradise«)

⁴ Cannabis

⁵ Marcus Garvey: „Look to Africa, when a black king shall be crowned, for the day of deliverance is at hand.“ (1920)

Konsequenterweise konzentriert sich Perry heute daher vorwiegend auf die schon erwähnte Wortassoziationskunst. Sein Geist wirkt wie ein vielfach überschriebenes Palimpsest. Ständig blitzen in seinen Texten irgendwelche Assoziationen, Obsessionen und popkulturelle Referenzen auf. Er stellt sich einfach ans Mikrofon und fängt an zu Improvisieren (auch ohne Mikrofon im Übrigen). Sein Flow ist kryptisch, vieldeutig und steckt voller, wie könnte es anders sein, schwarzem Humor.

In den späten 1970ern fühlte sich Perry auf der Insel zunehmend bedrängt. Viele Musiker klopfen an die Tür seiner Arche und wollten der nächste Bob Marley werden. Der weltweite Erfolg seines einstigen Schützlings weckte Begehrlichkeiten. Scratch antwortete in seiner Manier: um sein Studio von bösen Geistern zu reinigen, brannte er es einfach nieder. Aus dieser Asche erhob er sich wie ein Phoenix und landet letztlich auf einer ungewöhnlichen Reise in den Schweizer Bergen, wo er heute mit Frau und Kindern lebt.

Er tourt weiterhin unermüdlich und Fans können nicht genug von ihm kriegen, da er ständig improvisiert und sich nicht selbst kopiert. Hier ist nichts in Stein gemeißelt. Seine Kunst ist heute so lebendig wie eh.

Was er so alles von sich gibt, mag man auf Anhieb nicht immer verstehen. Aber es bleibt kein Detail in dem Film unaufgelöst. Dennoch ist es dankenswerterweise ein Film, der mir als Zuschauer das Denken zugesteht. (Was so viel bedeutet wie: Humor wird nicht extra ausgewiesen. Das sollte man nicht vergessen: es ist alles *cum grano salis* zu nehmen.) Was auf den ersten Blick manchmal zerschnipselt und wie hingeworfen aussieht, ist in Wirklichkeit ein fein gearbeitetes Mosaik. (Und dabei doch kein „Clip“!)

Wir lernen die Methode Scratch kennen: Aneignung, Improvisation, Remixen. Alles ist Material, Zeichen, Symbol und wird im Zweifel mit Bedeutung aufgeladen. Voodoo? Magie? Kabbala? Oder einfach ein Einblick in kreativ-künstlerische Prozesse im Allgemeinen – einem Schöpfer beim Schöpfen ein wenig über die Schulter geschaut. Auch aus diesem Grunde ist der Film für Zuschauer außerhalb der Reggaeszene interessant.

Die Perspektive des Filmemachers ist definitiv nicht die der „Fliege an der Wand“, die nur beobachtet, ohne selbst wahrgenommen zu werden. (Was sich bei genauerer Betrachtung natürlich auch meist als Fiktion erweist.) Hier ist es ein intimer Blick. Auch die Annäherung zwischen dem Regisseur und seinem Sujet wird dokumentiert.

Die stärkste Szene ist für mich eine, die völlig läppisch erscheinen mag: Perry sitzt am Strand und reflektiert über seine Zeit mit Bob Marley. Diese Szene trifft mich, weil Perry mit einem Mal unverstellt und emotional erscheint. Das ganze Brimborium ist weg und ich entdecke hinter all den Masken einen Menschen.

Regisseur Volker Schaner hat es erfrischerweise nicht gescheut dem afrikanischen Perry-Universum ein europäisches gegenüberzustellen. Der europäische „Redemption Song“⁶ ist hier der „Parsifal“ von keinem Geringeren als Richard Wagner. Nicht nur werden somit zwischen E- und U- erst gar keine Grenzen errichtet, es entsteht auch etwas Eigenes. Ebenso die Animationen, die zum großen Teil auf Gemälden der Künstlerin Maria Sargarodschi basieren, überzeugen und geben dem Film was man als kosmische Metaebene bezeichnen

⁶ also die Erlösung

könnte. Das ist mutig und spannend. Nichts wäre langweiliger als Pseudo-Authentizität (also die simple Erfüllung projizierter Erwartungen).

Es bleibt die Frage was Perry mit seiner ganzen Kunst erreicht hat? Ist es nur ein symbolischer Sieg? Was das jamaikanische Bewusstsein angeht, muss man anerkennen, dass Leute wie Lee Perry und Bob Marley sehr zur jamaikanischen Identität beigetragen und dieses ganze „Rasta-Raumschiff“ auch in die internationalen Sphären gelauncht haben, wo es so schnell nicht weggehen wird.

Perry geriert sich heute auch als zukünftiger Kopf des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Im Film proklamiert er sich selbst zum Kaiser des Globus. Alles ist hier symbolisch aufgeladen – oder ist es gleich gar nur rein symbolisch Natur, ein „Schätze im Himmel sammeln“? Das ist der schmale Grad, auf dem wir uns hier bewegen. Nicht so sehr die Frage nach Genie oder Wahnsinn. Wer regiert die Welt: Gott oder das Geld? Einfacher ausgedrückt geht es um eine poetische Herangehensweise an das Leben...

Der Film ist aus. Wir sind etwas erschlagen, aber glücklich.

Es folgt die obligatorische „Question & Answer“-Session. Lee Perry geht auf keine der Frage und Kommentare ein. Er hat seine eigene Agenda und sagt einige Dinge, die „upsetten“ und die ich hier nicht wiederholen möchte. Er ist wirklich eine Naturgewalt – schwer zu bremsen, wenn er in Fahrt kommt. Das Publikum ist gespalten. „Mr. Perry’s already gone to the aftershow party!“ suggeriert ein Zwischenrufer. Ein anderer versucht zu vermitteln: „Sie machen sich gerne lustig, stimmt’s?“. Tatsächlich wird Perry sich erst auf der Aftershowparty so richtig öffnen und aus dem Stehgreif für seine Fans ein Konzert improvisieren. Er ist halt einfach, wie er sich selbst mal beschrieb ein „Ball of Fire“.

Christian Troberg



der Autor auf der Aftershow... (4.07.2015, London)

⁷ „Herr Perry ist bereits auf der Aftershowparty!“